

Christiane Schildknecht (Bonn)

## „Ein seltsam wunderbarer Anstrich“?

### Nichtpropositionale Erkenntnis und ihre Darstellungsformen

Das Faktum einer Vermittlung philosophischer Themen und Reflexionen in literarischem Gewande ist unbestritten; ihre epistemische Relevanz ist demgegenüber jedoch immer wieder in Zweifel gezogen worden – auch von seiten der Philosophie selbst. Literarischen Darstellungsformen wurde dann bestenfalls noch eine heuristisch-didaktische oder ästhetisch-dekorative Funktion zugestanden – quasi ein den philosophischen Kern umhüllender Zuckermantel; die Anerkennung eines systematischen Stellenwerts aus erkenntnistheoretischer Perspektive heraus konnte dagegen nicht einmal den Status einer Option für sich verbuchen.

Philosophie als Literatur bedient sich einer Mannigfaltigkeit von Darstellungsformen, deren Spektrum spezifische Gattungsmerkmale ebenso umfaßt wie die spezielle Vermittlungsstrategie von Texten. Zu den literarischen Formen ‚im großen‘, d. h. auf der Textebene, gehören dementsprechend etwa Essay, Dialog, Aphorismus, Brief, Meditation, Fragment, Lehrbuch, Autobiographie und Gedicht; zu denjenigen ‚im kleinen‘, d. h. auf der Satzebene, zählen Metapher, (distanzierende) Begriffs- und Zitatverwendung, Analogie, Gleichnis und andere Formen des Als-ob, Ironie, skeptisches Ausbalancieren von Argument und Gegenargument, Parataxis und andere stilistische Elemente.<sup>1</sup> Was ‚große‘ und ‚kleine‘ literarische Formen miteinander verbindet, ist der spezifische Umgang mit den diskursiven Vorgaben propositional verfaßter, wissenschaftlicher Erkenntnis: Deutlichkeit der Begriffe, Angabe von Gründen bzw. argumentativ-

<sup>1</sup> Zur epistemischen Relevanz literarischer Darstellungsformen vgl. G. Gabriel, C. Schildknecht (Hg.), *Literarische Formen der Philosophie*, Stuttgart 1990 sowie C. Schildknecht, *Philosophische Masken. Literarische Formen der Philosophie bei Platon, Descartes, Wolff und Lichtenberg*, Stuttgart 1990.

inferentielle Struktur, Satzwahrheit. Insofern es dabei um die Vermittlung eines bestimmten Verständnisses von philosophischer Erkenntnis geht, trägt der Rekurs auf die Form der Darstellung selbst methodische Züge: Literarischen Formen etwa, die durch eine Abkehr von Lehrbuchstil, Argumentstruktur und Aussageform gekennzeichnet sind, entspricht die Anerkennung nichtpropositionaler Erkenntnisformen. Mit diesem sehr weiten Begriff des Nichtpropositionalen sind Formen des Erkennens gemeint, deren epistemische Relevanz dort beginnt, wo Begriffe, Gründe und/oder Satzwahrheit nicht (oder nicht mehr) tragen, wo Erkenntnis prinzipiell nicht oder nicht in einem ihr adäquaten Sinne *ausgesagt* werden kann und damit in Opposition zur propositionalen, d. h. *aussageartigen* Struktur des Urteils bzw. des Satzes steht. Neben die distinkte Erkenntnis der Wissenschaft, deren Standardformen die mit Wahrheitsanspruch erhobene Behauptung und deren sprachlicher Niederschlag in Form eines Aussagesatzes sind, tritt also in der Philosophie eine Erkenntnisform, deren Nähe zur Erkenntnis fiktionaler Literatur sich insbesondere aus den folgenden, sie bestimmenden Kriterien ergibt: Klarheit (nicht Deutlichkeit) der Begriffe; Vermittlung, Aufweisen bzw. Zeigen (nicht Mitteilung, Aussage bzw. Sagen) und Vergegenwärtigung bzw. Versinnlichung (nicht begriffliche Bestimmung) des jeweils Gemeinten; Adäquatheitsanspruch (nicht Wahrheitsanspruch); analogisches (nicht logisches) Denken. Die so skizzierte Erkenntnisform der Literatur läßt sich innerhalb des Zusammenspiels von Philosophie und Literatur in zweierlei Hinsicht systematisch verorten: einerseits dort, wo philosophische Fragestellungen und Reflexionen selbst Teil der Literatur sind, wo es also um Philosophie *in* Literatur geht, sowie andererseits dort, wo literarische Darstellungsformen philosophische Reflexionen vermitteln, wo es also um Philosophie *als* Literatur geht.<sup>2</sup> Mich wird im Folgenden vor allem der letztere Aspekt interessieren.

Der methodisch entscheidende Schritt zu einer Anerkennung der systematischen Relevanz literarischer Verfahren der Darstellung innerhalb der Philosophie führt über die Anerkennung von Formen des Erkennens, die die Propositionsförmigkeit von Wissen (oder wissenschaftlicher Erkenntnis) entweder auf der logisch-syntaktischen Ebene negieren oder diese in unterschiedlicher Hinsicht transzendieren. Negierung und Surplus werden ihrerseits durch *literarische* Formen der Darstellung eingefangen, insofern sich beide nicht im strengen Sinne (aus)sagen, behaupten und/oder begrifflich distinkt fassen lassen. Der Rekurs der Philosophie

<sup>2</sup> Zur Thematik von Philosophie *in* Literatur vgl. C. Schildknecht, D. Teichert (Hg.), *Philosophie in Literatur*, Frankfurt a. M. 1996.

auf im engeren Sinne literarische Darstellungsformen scheint also insbesondere durch das Problem der Unsagbarkeit (im Sinne von Nicht- oder Un-Aussagbarkeit) motiviert zu sein. Dabei gilt es zunächst zwischen Unsagbarkeit im Sinne der Negierung *sinnvoller* Aussagbarkeit einerseits und Unsagbarkeit im Sinne der Unmöglichkeit von Aussagbarkeit andererseits zu differenzieren.<sup>3</sup> Unsagbarkeit im Sinne der Unmöglichkeit von Aussagbarkeit kann ihrerseits wiederum zweierlei bedeuten: *prinzipiell*, d. h. ohne wesentliche Modifikation des Gegenstandes nicht mögliche Aussagbarkeit oder aber nicht auf vollständige Weise mögliche Aussagbarkeit. Auf der Basis dieser Differenzierungen ergeben sich nun die folgenden vier epistemischen Linien:

(1) Erkenntnis im Bereich des *Ethischen*, die weder vermittels der Anerkennung einer Aussage als wahr erworben werden, noch in Form von Sätzen direkt vermittelt werden kann. Philosophen, die das Ethische im Bereich des Nichtpropositionalen verorten, sind z. B. Lichtenberg, Kierkegaard und Wittgenstein; die entsprechenden literarischen Darstellungsformen diejenigen des Aphorismus, des Fragments und des Tagebuchs (evtl. mit zusätzlich pseudonymer Verfremdung).<sup>4</sup> Für eine im Sinne einer Haltung oder Einstellung verstandene ethische Erkenntnis gilt damit zum einen das, was für praktisches Wissen insgesamt bestimmend ist: die Differenz zwischen einem Können und dessen Analyse in Theorieform; zum anderen kommt hier – insbesondere bei Lichtenberg und Kierkegaard – die unauflösbare Gebundenheit ethischer Erkenntnis an den subjektiv-existentiellen Standpunkt zum Tragen, der durch die direkte Mitteilung in objektiv-behauptender Form ausgelöscht würde. Im Hinblick auf die Frage der Unsagbarkeit gilt für den Bereich des Ethischen demnach, daß propositionale (theoretische) Aussagbarkeit die praktische Komponente des Ethischen nicht nur nicht erfaßt, sondern die subjektive Komponente darüber hinaus aufgrund der Objektivität von Begriffen letztlich nur verfälschen kann.

<sup>3</sup> Für diese Unterscheidung vgl. G. Gabriel, Logische und ästhetische Unaussagbarkeit. In: W. Hogebe (Hg.), *Grenzen und Grenzüberschreitungen. Vorträge und Kolloquien des XIX. Deutschen Kongresses für Philosophie*, Berlin 2004, S. 762-769, hier S. 765ff.

<sup>4</sup> Zu Lichtenberg und dessen literarischer Form des Aphorismus vgl. C. Schildknecht, *Philosophische Masken*, S. 123-169; zu Lichtenberg und Wittgenstein vgl. R. Merkel, „Denk nicht, sondern schau!“. Lichtenberg und Wittgenstein. In: *Merkur* 42 (1988), S. 27-43 u. G. Gabriel, Logik als Literatur? Zur Bedeutung des Literarischen bei Wittgenstein. In: *Merkur* 32 (1978), 1-5, S. 353-362 (Neudr. in: Ders., *Zwischen Logik und Literatur. Erkenntnisformen von Dichtung, Philosophie und Wissenschaft*, Stuttgart 1991, S. 20-31).

(2) Erkenntnis im Bereich des Subjektiven, die auf Selbstkenntnis bzw. Selbstvertrautheit und/oder Selbsterfahrung im Sinne existentieller Verfaßtheit basiert und damit dem Anspruch auf Objektivierbarkeit sowie der mit diesem verbundenen Wahrheitswertfähigkeit propositionaler Erkenntnis diametral entgegengesetzt ist. Philosophen, deren Anliegen das Vorläufige, Flüchtige, Multiperspektivische, auf Intuition, Kontemplation oder existentieller Erfahrung Beruhende der Subjektivität ist, sind – neben Lichtenberg und Kierkegaard – etwa Petrarca, Montaigne und Descartes; die entsprechenden literarischen Darstellungsformen des Offenen, der versuchsweisen Näherung aus unterschiedlicher Perspektive oder der inneren Einkehr umfassen neben Aphorismus und Tagebuch das Reisejournal, den Essay und die Meditation.<sup>5</sup> Im Hinblick auf die Frage der Unsagbarkeit gilt hier der im Bereich des Ethischen bereits hervorgehobene zweite Aspekt, daß nämlich propositionale Aussagbarkeit aufgrund der Objektivität von Begriffen weder das subjektive Moment selbst noch das Moment der versuchsweisen Näherung an ein sich seiner Festbeschreibung permanent entziehendes komplexes und variierendes Subjekt sowie dessen intuitive oder kontemplative und damit nicht-diskursive Erfassung adäquat, d. h. in all seinen Facetten erschöpfend und abschließend abzubilden vermag.

(3) Erkenntnis im Bereich des Fundamental, die die begründende Rechtfertigung basaler Begriffe und kategorialer Unterscheidungen betrifft, deren systematische Notwendigkeit sich umgekehrt proportional zu ihrer epistemischen Faßbarkeit mittels logisch-sinnvoller Rede verhält. Philosophen, deren Interesse insbesondere der Auseinandersetzung mit der Grundlagenproblematik gilt, sind etwa Locke, Kant, Frege, Heidegger oder Derrida; die in diesem Zusammenhang einschlägige literarische Darstellungsform ist – neben Essay, Kritik oder Aufsatz – vor allem die Metapher.<sup>6</sup> Im Hinblick auf die Frage der Unsagbarkeit gilt hier, daß propositionale Aussagbarkeit im Falle kategorialer Unterscheidungen nur um den Preis eines Verstoßes gegen ihre eigenen logisch-syntaktischen Regeln zu haben ist, die sinnvolle Rede allererst er-

<sup>5</sup> Zur Darstellungsform subjektiver Erkenntnis bei Montaigne und Descartes vgl. C. Schildknecht, Reisende Philosophen – Philosophische Reisen. Erfahrung, Erkenntnis und Selbsterkenntnis bei Montaigne, Schopenhauer, Descartes und Sterne. In: Dies., D. Teichert (Hg.), *Philosophie in Literatur*, S. 177-201.

<sup>6</sup> Zur Grundlagenproblematik bei Frege vgl. G. Gabriel, *Definitionen und Interessen. Über die praktischen Grundlagen der Definitionslehre*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1972, S. 30-52; zur Rolle der Metapher bei Frege vgl. G. Gabriel, Der Logiker als Metaphoriker. Freges philosophische Rhetorik. In: Ders., *Zwischen Logik und Literatur*, S. 65-88.

möglichen.<sup>7</sup> Unsagbarkeit kann hier also nur im Sinne der Unmöglichkeit *sinnvoller* Aussagbarkeit verstanden werden; ein *Verständnis* dessen, was nicht logisch aussagbar ist, kann dennoch erreicht werden: unter Rekurs auf Erläuterungen, die die jeweilige kategoriale Unterscheidung mit Hilfe metaphorischer Elemente klären.

(4) Erkenntnis im Bereich des Ästhetischen: Eine besondere Note erhält der Topos der Unsagbarkeit im Zusammenhang mit literarischen Formen der Darstellung schließlich dort, wo es um ästhetische Fragestellungen selbst geht. Dabei ergibt sich die Nichtpropositionalität von Erkenntnis im Bereich des Ästhetischen zum einen daraus, daß dieser Bereich *par excellence* durch eine Zurückweisung des *Wahrheitsanspruchs* bei gleichzeitiger Substitution durch einen sich an der reflektierenden Urteilskraft bemessenden *Adäquatheitsanspruch* bestimmt ist.<sup>8</sup> Ein um nichtpropositionale Aspekte erweiterter Erkenntnisbegriff gesteht dementsprechend auch nicht-argumentierenden oder fiktionalen Texten mitsamt ihren metaphorischen oder analogischen Elementen eine erkenntnisvermittelnde Funktion zu. Das nichtpropositionale Element des Ästhetischen läßt sich jedoch nicht nur an dessen Abweichung vom Prinzip der Wahrheitswertfähigkeit, sondern darüber hinaus auch an dessen Abweichung vom Prinzip der Begrifflichkeit festmachen: Ästhetische Unbestimmtheit basiert darauf, daß das Besondere hier der Darstellung von etwas Allgemeinem dient, das selbst nicht genau bestimmt ist. Dabei ist das ästhetisch Besondere in *begrifflicher* Hinsicht unausschöpfbar: Wie im Falle sinnlicher Wahrnehmung zeichnet es sich durch eine komplexe Fülle aus, deren vollständige Erfassung in Form von Beschreibungen distinkte Begriffe nicht leisten können. In diesem Sinne behauptet Kant von der ästhetischen Idee, daß sie „zu einem Begriffe viel Unnennbares hinzudenken läßt“.<sup>9</sup> Im Hinblick auf die Frage der Unsagbarkeit gilt im Bereich des Ästhetischen, daß begriffliche bzw. propositionale Aussagbarkeit der ästhetischen bzw. anschaulichen Fülle nicht gerecht werden kann, insofern sie notwendigerweise hinter dieser zurückbleiben muß – ästhetische Unaussagbarkeit bedeutet also begriffliche Unbestimmtheit im

<sup>7</sup> Zur Problematik kategorialer Unterscheidungen vgl. J. Weiner, On Concepts, Hints, and Horses. In: *History of Philosophy Quarterly* 6 (1989), S. 115-130, C. Klein, *Kategoriale Unterscheidungen als Grenzbereiche des Propositionalen*, Bonn 2000 u. C. Schildknecht, *Sense and Self. Perspectives on Nonpropositionality*, Paderborn 2002, S. 63-112.

<sup>8</sup> Vgl. G. Gabriel, *Fiktion und Wahrheit. Eine semantische Theorie der Literatur*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1975, S. 107-111.

<sup>9</sup> I. Kant, *Kritik der Urteilskraft* [1790/21793], § 49. In: *Gesammelte Werke*, hg. v. d. Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1907ff. [=Akademie-Ausgabe (AA)], Bd. V, S. 314.



Hinblick auf ästhetisch vermittelte Erkenntnis. Mit anderen Worten: Ästhetische Erfahrung ist reichhaltiger als das begriffliche Instrumentarium ihrer Mitteilung.

Der Bereich des Nichtpropositionalen geht zweifelsohne über die genannten einschlägigen, zentralen Kandidaten hinaus: So markiert auch die inferentiell-abbreviative und damit nicht-diskursive Erkenntnisform der *Intuition* als kognitive Vorstufe des Propositionalen ein zentrales Moment epistemischer Nichtpropositionalität; wie für kategoriale Unterscheidungen gilt auch für *Definitionen*, daß sie eine begriffliche Strukturierung und damit die Zuschreibung propositionaler Wahrheit allererst ermöglichen und folglich vom Prinzip der Wahrheitswertfähigkeit selbst nicht erfaßt werden, sondern vielmehr dessen Grundlage bilden;<sup>10</sup> schließlich finden wir erkenntnisvermittelnde und aspekterfassende Elemente, die der propositionalen Ebene in essentieller Hinsicht vorausgehen, auch im Bereich des *Indexikalischen* sowie – innerhalb der Philosophie des Geistes – im Hinblick auf phänomenales Bewußtsein: Faktoren wie unmittelbare Präsenz, erfahrungs- und nicht objektgebundene Art der Individuierung, präsentationale Funktion sinnlicher Qualitäten und nicht-begrifflicher Gehalt von Erfahrung zeichnen hier dafür verantwortlich, daß sich Instantiierungen des qualitativen Gehalts von Sinneswahrnehmungen – das *Wie-es-ist* bzw. *Wie-es-sich-anfühlt*, in einem mentalen Zustand mit qualitativem Gehalt zu sein – der vollständigen Reduzierung auf einen propositionalen Gehalt widersetzen.<sup>11</sup>

Im Hinblick auf eine begriffliche Eingrenzung des weiten Feldes des Nichtpropositionalen bieten sich dabei folgende zwei Kriterien an, die ihrerseits den Bereich des Propositionalen definieren und damit unter negativem Vorzeichen bestimmend für Formen von Nichtpropositionalität sind:<sup>12</sup>

- (1) Das *Kriterium der Wahrheitswertfähigkeit*, demzufolge eine notwendige und hinreichende Bedingung für Propositionalität eine Struktur ist, die dem Gehalt von Aussage- oder Behauptungssätzen entspricht („daß *p*“), verbunden mit einem sich daraus ergebenden Anspruch auf Wahrheitswertfähigkeit.
- (2) Das *Kriterium der Begrifflichkeit*, demzufolge Begrifflichkeit eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für Propositionalität ist.

<sup>10</sup> Vgl. hierzu Gabriel, *Definitionen und Interessen*.

<sup>11</sup> Für eine Analyse phänomenalen Bewußtseins vgl. etwa P. Lanz, *Das phänomenale Bewußtsein. Eine Verteidigung*, Frankfurt a. M. 1996.

<sup>12</sup> Eine Diskussion von Formen des Nichtpropositionalen auf der Basis der Negation dieser zwei Kriterien findet sich in Schildknecht, *Sense and Self*.

In allen angeführten Fällen nichtpropositionaler Erkenntnis – im Bereich des Ethischen, des Subjektiven, des Fundamentalen und des Ästhetischen – kann Erkenntnis entweder überhaupt nicht in einer der Maßgabe sinnvoller Rede folgenden Form oder aber nicht ohne einen damit verbundenen Gegenstands- oder Themenwechsel in propositionaler, d. h. auf Aussagenwahrheit gerichteter Form mitgeteilt werden. Daß nichtpropositionale Erkenntnis wenn auch nicht in strengem Sinne (aus)gesagt, so doch vermittelt, d. h. indirekt mitgeteilt oder gezeigt werden kann, steht außer Frage. Die zentralen Formen der Vermittlung nichtpropositionaler Erkenntnis sind im Hinblick auf ethische, subjektive und ästhetische Unaussagbarkeit die eingangs erwähnten literarischen Formen ‚im großen‘ (Dialog, Aphorismus, Essay, Fragment etc.), die mit ihrer nicht-diskursiven Struktur Aspekte des Offenen, Nicht-Fixierten, Unbestimmten, Facetten- und Prozeßhaften in ausgezeichneter Weise darzustellen vermögen sowie die literarischen Formen ‚im kleinen‘ (Metapher, Analogie, Ironie etc.); im Hinblick auf logische Unaussagbarkeit im Bereich des Fundamentalen oder Kategorialen stellen demgegenüber Erläuterungen unter Einschluß metaphorischer und analogischer Elemente – also abermals literarischer Darstellungsformen ‚im kleinen‘ – die zentrale Form der Vermittlung nichtpropositionaler Erkenntnis dar. Da das Problem logisch-grammatisch sinnvoller Rede die Grundlagen philosophischer Systeme berührt und eine bestimmte Form der Vermittlung von Begriffen nach sich zieht, verdient der Bereich logischer Unaussagbarkeit eine eingehendere Betrachtung.

Das Dilemma einer epistemischen wie sprachlichen Leerstelle betrifft zum einen so grundlegende philosophische Begriffe wie etwa ‚Substanz‘, ‚Absolutes‘ oder ‚Unendliches‘; zum anderen sind davon auch begriffliche Unterscheidungen infiziert. Insbesondere im Hinblick auf die Grundbegriffe oder Urzeichen eines Systems, die Resultat analytischer Definitionen sind, gilt, daß diese einer weiteren Analyse nicht mehr zugänglich sind und sich damit als logisch einfach erweisen. Diese logisch einfachen oder Ur-Zeichen können selbst nicht noch einmal zerlegt, d. h. auf analytische Weise definiert werden. Zur Debatte stehen also die Grundbegriffe philosophischer Theorien, genauer: diejenigen Gegenstände des sprachlichen wie epistemischen Interesses, deren basaler Charakter sich dadurch zu erkennen gibt, daß sie weder auf stipulative Weise gesetzt worden noch weiterer Zerlegung zugänglich sind. Der grundlegende Charakter begrifflicher Unterscheidungen manifestiert sich darüber hinaus darin, daß sie ihrerseits selbst nicht im Rahmen der Theorie, in der sie gelten und deren Fundament sie bilden, vermittels sinnvoller Rede ausgedrückt werden können. Dies ist deswegen der Fall, weil sich hier kein gemeinsamer

Oberbegriff finden läßt, der sinnvollerweise von den Gegenständen dieser Unterscheidung prädiert werden kann. Zu diesen sogenannten kategorialen Unterscheidungen gehört etwa die Kantische Differenzierung zwischen *Phaenomenon* und *Noumenon*, die Fregesche Unterscheidung zwischen *Begriff* und *Gegenstand*, diejenige Heideggers zwischen *Sein* und *Nichts* oder diejenige Derridas zwischen *présence* und *absence*. Während also für grundlegende *Begriffe*, die das Resultat wissenschaftlicher Analyse sind, gilt, daß sie ihrerseits nicht *ad infinitum* analysiert werden, d. h. selbst nicht noch einmal zum Gegenstand einer analytischen Definition gemacht werden können, gilt für grundlegende (in diesem Sinne ‚kategorial‘ genannte) *Unterscheidungen*, daß sie innerhalb des Begriffssystems, dessen Fundament sie bilden, ihrerseits nicht noch einmal Gegenstand sinnvoller Rede sein können. Dennoch müssen basale Begriffe und kategoriale Unterscheidungen – wollen wir uns nicht einer unzureichenden *Begründung* unserer Theorien schuldig machen – näher zu bestimmen sein. Auf definitorischem Wege ist diese Begründung nicht zu erreichen, wohl aber vermittels einer spezifischen Form uneigentlicher, nicht behauptender Rede, deren wesentliche Bestandteile nicht-distinkte Begriffe und Metaphern sind. Das aber bedeutet, daß der sie begründende Modus ein nichtpropositionaler ist, wobei sich die Nichtpropositionalität hier durch die Nichterfüllung des Kriteriums der Wahrheitswertfähigkeit bestimmt. Kategoriale Erläuterungen sind also deswegen nichtpropositional, weil sie aufgrund der Tatsache, daß sie selbst diejenigen Unterscheidungen, die sie zu erläutern suchen, verletzen, streng genommen syntaxwidrig, d. h. unsinnig oder von paradoxaler Struktur und in diesem Sinne unaussagbar sind. Die Problematik jeder Rede über Grundbegriffe (und vermittels dieser getroffene kategoriale Unterscheidungen) besteht darin, daß diese Begriffe in ihrer Bedeutung eindeutig bestimmt sein müssen, wenn sie als Grundbegriffe einer Theorie fungieren sollen können. Eine derartige Bestimmung kann, so scheint es, nur vermittels *deutlicher* Begriffe geleistet werden. Deutliche Begriffe sind gemeinhin jene Begriffe, die die von Descartes und Leibniz postulierten Kriterien für deutliche Erkenntnis erfüllen. Denn im Unterschied zu einer als klar bezeichneten Erkenntnis erschöpft sich Deutlichkeit eben nicht in einer durch bloße Wiedererkennbarkeit geprägten Vergegenwärtigung, sondern garantiert darüber hinaus die Zerlegung des begrifflichen Gehalts in seine Merkmale. Eine derartige Merkmalszerlegung, die dem Verfahren der analytischen Definition korrespondiert, kann aber – wie wir gesehen haben – für die in Frage stehenden einfachen Begriffe gerade *nicht* geleistet werden. Gerade weil einfache Begriffe keine Merkmale aufweisen, könnte man hier die Forderung nach Deutlichkeit im Sinne der Merkmals-



zerlegung trivialerweise für erfüllt ansehen. Damit haben wir es im Bereich des Fundamentalen mit einer Form des Erkennens zu tun, für die gilt, daß sie den Begriff unmittelbar mit all seinen Bestimmungsmomenten erfaßt. Diese traditionellerweise als intuitiv (anschaulich oder versinnlicht) bezeichnete Erkenntnis markiert aber bereits den Übergang zur klaren Erkenntnis, weshalb sie spätestens bei Kant denn auch als Oberbegriff die schematische und die symbolische Vorstellungsart unter sich begreift.<sup>13</sup> Wenn philosophische Grundbegriffe zwar klar erkannt, ihrerseits aber nicht vermittels deutlicher Begriffe bestimmt werden können, und wenn dennoch das letzte Wort kein Schweigen sein soll, dann scheint eine über die definitorische Bestimmung hinausgehende Erklärung der einfachen Zeichen nur durch eine bestimmte Art von Sätzen möglich, die diese Begriffe *klar*, aber eben gerade darum nicht *deutlich* machen: Erklärung eben durch Erläuterung. Insofern die Termini dieser Erläuterungen jedoch selbst einer genau festgelegten, d. h. scharf begrenzten Bedeutung entbehren, kann mit Hilfe von Erläuterungen lediglich auf die Bedeutungen der einfachen Zeichen hingewiesen und das Gemeinte auf diese Weise umschrieben werden.

Die Sprache der Erläuterungen ist also eine Sprache des Hinweisens, des Umschreibens, des Erratens – und damit paradigmatisch für den Gestus der indirekten Mitteilung. Wesentlicher Bestandteil dieser erläuternden Sprache sind Metaphern. Anders als im Falle der Literatur wird hier das konnotative Potential von Metaphern jedoch nicht in der Weise freigesetzt, daß ein den Begriffen gegenüber uneinholbarer Überschuß entsteht, sondern es dient vielmehr der maximalen Versinnlichung des begrifflich Einfachen. Wenn es also um präsystematische begriffliche Weichenstellung geht, wenn Grundlagenfragen anstehen – genau dann rekurriert die Sprache der Philosophie auf metaphorisch induzierte Bilder: So beruft sich etwa Locke auf die Metapher der Stütze bzw. des Trägers, um seinen Grundbegriff der Substanz zu erläutern, und Frege nimmt im Hinblick auf seine kategoriale Unterscheidung zwischen Begriff und Gegenstand die Metapher des Ungesättigten zur Hilfe, um zu erläutern, daß Begriffe erst vermittels der Sättigung durch einen Gegenstand in Verbindung mit diesem einen vollständigen Gedanken bilden können.<sup>14</sup>

<sup>13</sup> Vgl. *Kritik der Urteilskraft*, § 59.

<sup>14</sup> Zum Begriff der Substanz bei Locke vgl. *An Essay concerning Human Understanding* (1689), hg. v. P. H. Nidditch, Oxford 1975. insbesondere Buch I, Kap. IV, § 18 sowie Buch II, Kap. XXIII, § 2; zur kategorialen Unterscheidung zwischen Begriff und Gegenstand bei Frege vgl. G. Frege, Über Begriff und Gegenstand. In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie 16 (1892), S. 192-205 (Neudr. in: Ders., *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*, hg. v. G. Patzig, Göttingen 1962, S. 66-80), insb. S. 205.

Erläuternde Metaphern sind methodologische Zwitterwesen, denn aus ästhetischer Perspektive sind sie bereits tot und damit Katachresen; aus philosophisch-begrifflicher Perspektive betrachtet sind sie dennoch quasi ‚lebendige‘ oder ‚aktive‘ Katachresen, insofern es ihnen gelingt, jenseits der begrifflichen Grenzen epistemische Weichen zu stellen. Die Aura des Abgestorbenen nimmt ihnen zwar ihren rhetorisch impertinenten Touch, dem es zu verdanken ist, daß der Boden philosophischer Grundlegung nicht vollständig ausgetrocknet anmutet, aber sie macht sie gleichzeitig auch immun gegen ein Versinken in dekonstruktivistischer Vereinnahmung: Als argumentative Bestandteile des philosophischen Grundlagendiskurses sind Katachresen eben keine Metaphern im Sinne der Derridaschen ‚*mythologie blanche*‘. Und deshalb verfängt der dort formulierte Vorwurf hier auch nicht, die Metapher eröffne *keine* Alternative, sondern verbleibe ihrerseits selbst im Rahmen der Metaphysik.<sup>15</sup>

Auf den ersten Blick scheinen Erläuterungen sekundärer Natur zu sein. Aus methodologischer Sicht betrachtet treten sie immer dann auf, wenn das Allgemeine – der Grundbegriff – noch einmal als etwas Besonderes ausgezeichnet werden soll – und zwar nicht im Hinblick auf seine Realisierung, sondern im Hinblick auf ein differenzierteres Verständnis dieses Begriffs. Den nichtsdestotrotz systematisch engen Zusammenhang von Begriffsrealisierung und Begriffserläuterung im Falle der zentralen Begriffe der Philosophie hatte bereits Kant im Blick, insofern sich dessen reine Vernunftbegriffe oder *Ideen* im Rahmen der theoretischen Erkenntnis als resistent gegen Veranschaulichung im Sinne einer Begriffsrealisierung erweisen. Dabei bedeutet ‚Veranschaulichung‘ oder ‚Versinnlichung‘ eines Begriffs die Angabe eines Beispiels, das als Besonderes dem Allgemeinen nachfolgt, und zwar in belegenden, d. h. die Realisierung des Allgemeinen gewährleistenden Funktion.<sup>16</sup> Empirische Begriffe werden dementsprechend durch Angabe eines Beispiels als Beleg für den in Frage stehenden Begriff realisiert. Die zentralen Begriffe der Philosophie hingegen – die reinen Verstandesbegriffe (Kategorien) und die reinen Vernunftbegriffe (Ideen) – werden durch Hypotyposen versinnlicht: Im Falle der Kategorien geschieht diese Versinnlichung durch direkte Darstellung oder, wie Kant sagt, *schematisch*, im Falle der Ideen durch indirekte Darstellung oder *symbolisch*. Denn während Kategorien durch ihre transzendenten Schemata realisiert und dabei in ihrem Gebrauch auf mögliche

<sup>15</sup> Vgl. J. Derrida, *La mythologie blanche*. In: *Marges de la philosophie*, Paris 1972, S. 249-324; dt. in ders.: *Randgänge der Philosophie*, hg. v. P. Engelmann, Wien 1999, S. 229-290.

<sup>16</sup> Zum logischen und rhetorischen Status von Beispielen vgl. G. Gabriel, *Logik und Rhetorik der Erkenntnis. Zum Verhältnis von wissenschaftlicher und ästhetischer Weltauffassung*, Paderborn 1997, S. 126-145.

Erfahrung eingeschränkt werden,<sup>17</sup> können Ideen im Rahmen der theoretischen Erkenntnis *nicht* realisiert werden. Der Grund dafür liegt in der Tatsache, daß ihnen keine sinnliche Anschauung angemessen sein kann. Ideen können jedoch durch Symbole, d. h. durch veranschaulichende Analogien verständlich gemacht werden.<sup>18</sup> Insofern die zentralen Begriffe der Philosophie also selbst nur anhand symbolischer Darstellungen wie Analogie oder Metapher zu veranschaulichen sind, haben wir es in diesem Bereich nicht mit einer Begriffsrealisierung, sondern vielmehr mit einer Begriffserläuterung zu tun.<sup>19</sup> Das aber heißt, daß epistemische Urzeichen und kategoriale Unterscheidungen gerade nicht *deutlich* bestimmt, sondern lediglich erläuternd verständlich gemacht, d. h. *geklärt* werden können. Denn das Grund-Verstehen ist Erkenntnisgrenzen unterworfen, denen auf der Ausdrucksebene Sprachgrenzen entsprechen. Ver zweifeln an dieser Begrenzung wird man nur, wenn man daran festhält, daß *alle* Erkenntnis *deutliche* (und damit propositionale) Erkenntnis zu sein hat. Gerade in Grundlegungsfragen, das heißt dann, wenn es nicht um das Festschreiben von Unterscheidungen, sondern um das Gelingen perspektiven gebundenen Erfassens geht, wenn es nicht um Wahrheit, sondern um kontextgebundene Angemessenheit, um Adäquatheit geht, wenn nicht beweistheoretische, sondern argumentative Fragen zur Debatte stehen – dann also, wenn außer Verstand und Vernunft insbesondere die Urteilskraft gefragt ist, ist es eben genau die *klare* Erkenntnis, die aufgrund ihrer Un-Deutlichkeit die fundierende Erkenntnisform ist.

Angesichts der Diskrepanz zwischen propositionalen und nichtpropositionalen Formen des Erkennens (die in den folgenden Dichotomien ihren Niederschlag findet: klare vs. deutliche Erkenntnis, anschauliche vs. begriffliche Erkenntnis, wissenschaftliche vs. philosophisch-literarische Erkenntnis; Sagen vs. Zeigen) als den unterschiedlichen Weisen der Welterschließung läßt sich deren Zusammenspiel entweder pluralistisch-komplementär begreifen oder aber – wofür ich hier plädieren möchte – als eine Stufung im Sinne einer Begründung oder Fundierung des Propositionalen durch das Nichtpropositionale.<sup>20</sup>

Die Anerkennung bzw. Ablehnung von Erkenntnisformen, die in expliziter Abgrenzung zu wahrheitswertbezogener Aussagbarkeit stehen, sowie die Anerkennung bzw. Ablehnung der ästhetischen Erfahrung selbst

<sup>17</sup> Vgl. *Kritik der reinen Vernunft* [1781/21787], B 176ff., B 185ff.

<sup>18</sup> Vgl. *Kritik der Urteilskraft*, § 59. [Anm. des Herausgebers: Vgl. zur Theorie symbolischer Erkenntnis im Ausgang von Kant den Beitrag von F. Bornmüller in diesem Band]

<sup>19</sup> Vgl. hierzu Gabriel, *Logik und Rhetorik der Erkenntnis*, S. 129f.

<sup>20</sup> In Schildknecht, *Sense and Self* wird dieser Befund durch Analysen in den Bereichen *Wahrnehmung* sowie *Selbst- bzw. phänomenales Bewußtsein* gestützt.

steht und fällt in der philosophischen Tradition mit dem Begriff der Wahrheit. Literarischen Darstellungsformen wird dann ihre methodische Relevanz abgesprochen, wenn Wahrheit mit Aussagenwahrheit identifiziert und Erkenntnis dementsprechend mit propositionaler Erkenntnis, d. h. mit Satzwissen gleichgesetzt wird. Grob gesprochen, beschreibt dieses Szenario – von einigen Ausnahmen abgesehen – die Situation der Philosophie bis ins 18. Jahrhundert. Spätestens mit der Romantik jedoch tritt neben das Verständnis von Wahrheit im Sinne einer Entdeckung von Tatsachen ein Verständnis von Wahrheit im Sinne einer der Gesamtheit wahrer Propositionen allererst *vorgängigen* schöpferischen Welt- oder Sinnerschließung bzw. eines poetischen Handelns. Wahre Propositionen sind somit sowohl Medium der Welterschließung wie auch Medium des Umgangs mit Bedeutungen, die ihrerseits Resultat vorgängiger Welterschließung, d. h. durch diese gesetzt sind. Mit der Revision von Wahrheitsbegriff und Adäquationstheorie tritt die Kunst aus dem Schatten der Wissenschaft: Nicht länger deren Derivat, erscheint nun die Wissenschaft als sekundär gegenüber der vorgängigen schöpferischen Welterschließung durch den *lógos poietikós*. Dieser Umwertung entsprechend erscheint Wahrheit im Sinne einer wissenschaftlichen Entdeckung von Tatsachen als sekundär gegenüber Wahrheit im Sinne einer ästhetisch-schöpferischen Erschließung von Sinnzusammenhängen. Erst vor dem Hintergrund dieses Sinnzusammenhangs und in bezug auf diesen als deren Bedingung der Möglichkeit kann von Wahrheit im Sinne von Entdecktheit die Rede sein, können sich Aussagen wahrheitswertfunktional auf Sachverhalte beziehen. Mit der idealistisch-romantischen Ästhetik befreit sich die Kunst nicht nur von der Vorrangstellung des Wahrheitsbegriffs der Wissenschaften, sondern auch von derjenigen des Begrifflichen als mentaler Umsetzung eines ursprünglich sinnlich, real oder ideal Gegebenen.<sup>21</sup> Entsprechend beharrt die Frühromantik – etwa Novalis – darauf, daß das Absolute nur Gegenstand der ästhetischen Schau sein kann, der gegenüber die begriffliche Erfassung lediglich abgeleitet und unzureichend sei. Am Beispiel der Romantik und des Deutschen Idealismus läßt sich demnach für den Bereich der Ästhetik selbst noch einmal zeigen, was bisher für *Erkenntnis* im Bereich des Ethischen, Subjektiven, Fundamentalen und Ästhetischen aufgewiesen wurde: daß es nämlich ein der *Poiesis* verpflichtetes nichtpropositionales Verständnis von Wahrheit und Begrifflichkeit ist, das seinerseits grundlegend für propositionale Wahrheit ist, indem es diese allererst ermöglicht.

<sup>21</sup> Vgl. M. Frank, *Einführung in die frühromantische Ästhetik. Vorlesungen*, Frankfurt a. M. 1989, S. 29ff.

Erst durch Absehen von propositionalen Darstellungsformen bzw. – positiv gewendet – durch die Anerkennung einer systematischen Relevanz literarischer Formen der Darstellung kommen also spezifische Formen des Erkennens – wie diejenigen des Ethischen, Subjektiven, Fundamentalen oder des Ästhetischen – allererst in den Blick, deren Relevanz für unsere Lebenswelt außer Frage steht. Die Darstellungsformen der Romantik und des Deutschen Idealismus sind das beste Beispiel dafür. „Das Romantische“, so bemerkt Goethe,

„[ist] täuschend wie die Bilder einer Zauberlaterne, wie ein prismatisches Farbenbild, wie die atmosphärischen Farben. Nämlich eine ganz gemeine Unterlage erhält durch die romantische Behandlung einen seltsam wunderbaren Anstrich, wo der Anstrich eben alles und die Unterlage nichts.“<sup>22</sup>

Weit davon entfernt, lediglich ein seltsam wunderbarer Anstrich zu sein, führt die literarische Form – nicht nur diejenige der Romantik und des Deutschen Idealismus – also mitten ins epistemische Herz der Philosophie.

---

<sup>22</sup> *Goethes Gespräche: Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang.* Auf Grundlage der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard von Biedermann, hg. v. W. Herwig, Zürich 1965, Nr. 1091.